

Zeitschrift: RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen
Herausgeber: Redaktionskollektiv RosaRot
Band: - (2014)
Heft: 47

Artikel: Die Schöne und das Biest : oder : Frau werden ist ein psychischer Prozess, der Zeit braucht
Autor: Gsell, Monika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schöne und das Biest

**Oder: Frau werden ist ein psychischer Prozess,
der Zeit braucht**

Ausgehend von der mittelalterlichen Erzählung *Der Rosendorn* wird das Verhältnis von Sexualität und Ästhetik psychoanalytisch betrachtet. Dabei wird aufgezeigt, wie wir Prozesse der Aneignung und Integration von Geschlecht zur Bildung der eigenen Geschlechtsidentität alternativ zu populären Gendertheorien begreifen können.

von MG

Als ich vor über 20 Jahren auf der Suche nach einem Thema für meine Dissertation war, stiess ich in einer spätmittelalterlichen Märensammlung auf eine Geschichte, die mich seltsam berührte: *Der Rosendorn* erzählt die Geschichte einer jungen Frau, deren Genitale eines Tages zu sprechen beginnt. Es beklagt sich bitterlich darüber, dass es vernachlässigt werde: Von all den Zuwendungen, in deren Genuss ihre Herrin komme, werde ihm gar nichts zuteil – und dies, obwohl man sie, die junge Dame, überall nur seinetwegen begehre. Die Schöne blickt verwundert an sich hinab und erschrickt zutiefst über das, was sie dort am eigenen Leib entdeckt: Nein, das konnte unmöglich sein, dass so ein hässliches, schwarzes, haariges Ding der Grund für die Verehrung der Männer war – «viel eher müsste ich mich schämen, würde man dich sehen.» Die *Fut* versucht sich treuherzig zu verteidigen, lobt die makellos hellrosa schimmernde Haut ihrer Herrin, meint aber, dass der braune Pelz ihr auch nicht schlecht stehe: «Denn jedes Ding soll man nach der Farbe loben, die zu ihm passt.» Davon will die Schöne aber gar nichts

wissen, und nachdem das kleine zottelige Ding noch einmal frech seinen Anteil an Ehre und Anerkennung fordert, wird es von der Herrin zum Teufel gejagt: «Geh weg, du verfluchtes schwarzes Ungeheuer, stachelig wie ein Meermonster. *Du pist gruilich geschaffen.*»

Unter Tränen trennt sich die *Fut* von ihrer Herrin und versucht ihr Glück bei den Männern alleine. Doch es wird ihr schlecht gelohnt: Wo immer man sie erblickt, hält man sie für eine Kröte und tritt sie mit Füßen. Der Herrin aber ergeht es nicht viel besser: Kaum hatte sich herumgesprochen, dass ihr das Ding zwischen den Beinen fehlt, wurde sie als *die Fudlose* verlacht. Man begann, den Blick von ihr abzuwenden und tat, als ob man sie gar nicht mehr sähe. Beide sind zutiefst unglücklich und wünschen sich nichts sehnlicher, als einander wieder zu finden. Als sie sich tatsächlich nach einem Jahr just an der Stelle, an der sie sich getrennt hatten, wieder begegnen, sind sie übergücklich und beschliessen, einander nie mehr zu verlassen.

Literarische Gestaltung einer genuin weiblichen Erfahrung – oder doch bloss eine Männerphantasie?

Nun lassen sich Geschichten bekanntlich auf ganz verschiedene Arten und Weisen lesen. Als ich mich damals entschloss, den *Rosendorn* zum Ausgangspunkt einer kulturwissenschaftlichen Studie zur Repräsentation des weiblichen Genitales zu machen, standen für mich ganz klar *kulturkritische* Interessen im Vordergrund. Es ging mir um die Kritik an einer Kultur, welche die Darstellung des weiblichen Genitales entweder vollständig tabuisierte oder aber diese nur zuliess, wenn es sich um Bilder monströser Hässlichkeit handelte.

Der Rosendorn eignete sich ganz prima für einen solchen kritischen Zugang, und dies umso mehr, als die allegorische Geschichte vom Streit zwischen weiblicher Schönheit und Sexualität in eine geradezu voyeuristische Erzählperspektive eingebettet ist: Ein Ich-Erzähler berichtet, wie er sich einem Rosengarten nähert, durch eine kleine Öffnung schaut und beobachtet, wie eine junge Frau sich in den Garten begibt und im Rosentau badet. Dabei geschah es – so berichtet er weiter – dass ein Zauberkräutlein das Geschlecht der Schönen berührte, worauf dieses zu Reden anfang... Am Ende der Geschichte wendet sich die junge Frau nach der glücklichen Wiedervereinigung mit ihrem Geschlecht mit einer doppelten Bitte an den Erzähler: Er möge dafür sorgen, dass sie ihr Geschlecht nie mehr verliere, und er möge aller Welt berichten, dass sie jetzt keine *Fudlose* mehr sei:

*do tet ich des si mich bat: / hinwider an
die alten stat / satzt ich die fud, als ich wol
kund. / ainen nagel sazestund / ich vil vast
dardurch traib. / die fud immer mer belaib./*

*Also raut ich ainem ietlichen man, / der ie
liebes weib gewan, / das er seinem weib /
nagle die fud zu dem leib, / das ir die fud icht
entrinn, / oder er ist versaumpt seiner minn.*

Dieser erzählerische Rahmen erlaubt es, die Geschichte vom *Rosendorn* als eine Männerphantasie zu lesen, als eine Geschichte von und für Männer geschrieben, die – so meine damalige Interpretation – das Ambivalente und Konflikthafte, das mit Geschlecht und Sexualität verbunden ist, an die Frau delegiert und es dort abhandelt und bannt. Damit, so meine Kritik, wird ein Bild der Frau konstruiert, das sich denkbar schlecht dazu eignet, Anerkennung und Integration von Geschlecht und Sexualität auf der Seite der Frau zu fördern.

Dann machte ich aber eine interessante Erfahrung. Wenn *ich* die Geschichte erzählte, fiel der Erzählrahmen logischerweise weg. Dann war eben *ich* die Erzählerin, und die *Erzählung* bekam eine ganz neue Bedeutung, entfaltete eine ganz andere Wirkung: *Der Rosendorn* entpuppte sich als eine Erzählung, die meine ZuhörerInnen ganz offensichtlich berührte, sie in Kontakt mit eigenen, schwierigen Gefühlen brachte, und vor allem: sie damit nicht alleine liess, sich nicht damit begnügte, diese schwierigen Gefühle darzustellen und ins Bewusstsein zu heben, sondern diese als Ausgangspunkt eines Prozesses darstellte, in dessen Verlauf eine Entwicklung stattfindet und der Konflikt überwunden wird. Gerade dieses letzte Moment – die glückliche Wiedervereinigung der Frau mit ihrem Geschlecht – schien mir ganz entscheidend wichtig dafür, dass die Geschichte auch bei meinen ZuhörerInnen einen Prozess in Gang zu setzen vermochte und eine transformative Kraft mit ermächtigender Wirkung entfaltete.

Aneignung von Geschlecht als universelle Entwicklungsaufgabe

Der *Rosendorn* wurde für mich damit zu einer Erzählung, die es mir ermöglichte, Frauen in Kontakt mit etwas zu bringen, worüber sie bisher meist mit niemandem gesprochen hatten – und es in vielen Fällen vermutlich sich selbst gar nie recht klar gemacht hatten: das höchst ambivalente Verhältnis zu ihrem eigenen Genitale. Die Frage aber, woher dieses ambivalente Verhältnis kommt und weshalb es für viele Frauen offensichtlich so schwierig ist, ihr Genitale ins eigene Selbstbild zu integrieren, ist damit noch nicht beantwortet. Handelt es sich um einen Konflikt, der *gesellschaftlich eingepflanzt* wird? Ist er ein Effekt weiblicher Sozialisierung? Ist die Jahrhunderte alte Tradition der tabuisierenden und abwertenden Darstellung der Vulva daran schuld? Oder gibt es dafür *genuin psychische* Gründe?

Ich persönlich gehe davon aus, dass die Aneignung und Integration von Geschlecht eine universelle Entwicklungsaufgabe ist, bei der psychische Konflikte sozusagen vorprogrammiert sind und damit unvermeidlich. Die wissenschaftliche Grundlage für diese Annahme ist die über Jahre gewachsene Einsicht in die spezifische Eigengesetzlichkeit psychischen Funktionierens. Die Konflikte selbst können deshalb nicht einfach auf das Konto einer regulierenden und normierenden Gesellschaft verbucht werden. Wie gut oder schlecht deren Bewältigung gelingt, scheint nun aber von verschiedenen – individuellen *und* kulturellen – Faktoren abhängig zu sein. Hier spielt die Gesellschaft m.E. tatsächlich eine bedeutende Rolle – aber anders, als wir uns dies gewöhnlich vorstellen: Denn der kritische Punkt bezieht sich – vom Standpunkt der individuell zu bewältigenden psychi-

schen Konflikte her betrachtet – weniger auf die Tatsache, *dass* eine Gesellschaft stets regulierend und normierend auf das Individuum einwirkt und dieses, wie wir zu sagen pflegen, damit *subjektiviert*. Die entscheidende Frage scheint vielmehr zu sein, inwiefern die spezifische Art und Weise, in der eine bestimmte Gesellschaft das tut, dazu geeignet ist, *das Individuum bei der Bewältigung seiner psychischen Konflikte zu unterstützen oder eben nicht*: Welche Regulierungen sind hilfreich und wirken progressiv? Welche wirken zusätzlich belastend und hemmen oder erschweren die individuelle Konfliktlösung? Welche stehen im Dienste des Individuums und fördern Identität und Integration, Autonomie und Handlungsfähigkeit? Welche wirken entfremdend, ausbeuterisch und isolierend, etc.? Beantworten lassen sich diese Fragen nicht absolut, sondern stets nur im Rahmen eines bestimmten historisch-gesellschaftlichen Kontextes.

Die schützende Funktion von Scham

Dieser Ansatz hat für mich heuristischen Wert – es geht mir nicht darum zu beweisen, *dass* es so ist, wie ich annehme. Er erfüllt seinen Zweck, wenn er mir erlaubt, die Probleme, die sich mir stellen und die ich mir zu untersuchen vorgenommen habe, besser zu verstehen oder neu zu formulieren. Seine Plausibilität hingegen steht und fällt mit der Frage, ob es mir gelingt zu erklären, was ich mit der *Eigengesetzlichkeit des psychischen Funktionierens* meine. Für mein eigenes Verständnis genuin psychischer Prozesse entscheidend war die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Scham. Dabei interessierte mich vor allem der Umstand, dass *die Scham* im Deutschen nicht nur ein bestimmtes Gefühl bezeichnet, sondern auch als Bezeichnung des weiblichen Genitales dient. Ich begann mir auch Gedanken darüber zu machen, woher

die Genitalscham kommt, die, wie wir wissen, zwar eine anthropologische Universalie ist, aber dennoch nicht von Geburt an vorhanden. Dabei entdeckte ich, dass Scham nicht nur das Gefühl ist, das wir empfinden, wenn wir nicht *comme il faut* sind, also aus dem normierenden Rahmen der Gesellschaft herausfallen oder uns als sonst wie defizient empfinden, sondern dass Scham *psychogenetisch* betrachtet zunächst einfach das Resultat eines inneren Regulierungsprozesses ist, der dafür sorgt, dass wir psychisch im Gleichgewicht bleiben.

Eine entscheidende Rolle bei diesem Erkenntnisprozess spielte eine Passage aus Freuds *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, die ich zwar schon zigfach gelesen haben musste, ohne dass ich sie für die Themen, mit denen ich beschäftigt war, produktiv machen konnte. Die Passage findet sich in der zweiten Abhandlung, in der sich Freud mit der kindlichen Sexualität auseinandersetzt. Er fragt sich, was mit denjenigen sexuellen Regungen passiert, die das Kind zwar empfindet, die für dieses aber aufgrund der noch fehlenden körperlichen und psychischen Reife «unverwendbar» sind und deswegen «Unlustempfindungen hervorrufen». Die Psyche, so Freud, reagiert darauf, indem sie «seelische Gegenkräfte» mobilisiert, «die zur wirksamen Unterdrückung solcher Unlust die erwähnten psychischen Dämme: Ekel, Scham und Moral, aufbauen». Zu ergänzen ist, was Freud hier auslöst, aber an der «erwähnten» Stelle zusätzlich nannte und für die Probleme, mit denen ich mich beschäftigte von besonderer Bedeutung war: die *Ästhetisierung* als ein weiterer Mechanismus der Gegenbesetzung von unverwendbaren sexuellen Regungen. Damit habe ich plötzlich die innere Gesetzmässigkeit verstanden, die es mir erlaubte, zwei scheinbar disparate Phänomene miteinander in Verbindung zu bringen: Die Genitalscham als Resultat einer regulären kindlichen Strukturbildung und die *negative ästhetische Besetzung des Genitales*, die

wir in der Pubertät und frühen Adoleszenz von Mädchen häufig beobachten und in der Geschichte vom *Rosendorn* in einer Art und Weise literarisch verarbeitet wurde, die uns heute noch anspricht.

Entwicklung ist ein Prozess, der Zeit braucht

Im *Rosendorn* ermöglichte die Trennung zwischen der jungen Frau und ihrem Genitale den für den psychischen Reifungsprozess benötigten Aufschub. Die negative ästhetische Besetzung erwies sich somit als funktional und passager, das Genitale konnte seiner sexuellen Funktion entsprechend anerkannt und ins Selbstbild integriert werden. Wie auch immer sich dieser Prozess «im richtigen Leben» vollzieht: ob still und unbemerkt, weil relativ konfliktfrei, oder als etwas, was mit diffusem Unbehagen oder exzessiven Schamgefühlen einhergeht – Aneignung und Integration von Geschlecht ist ein Prozess, der m.E. zentral zum *Frau werden* gehört (genauso notabene wie zum *Mann werden*, nur stellen sich hier die zu lösenden Konflikte etwas anders dar). Es handelt sich um einen psychischen Prozess, der Zeit braucht und kulturell in geeigneter Form unterstützt werden sollte.

Inwiefern unsere Kultur das tut und was eine «geeignete Form» der Unterstützung sein könnte, ist Gegenstand meiner aktuellen Forschungsarbeit. Es handelt sich um eine kulturkritische Analyse, die ein ganz anderes Erkenntnisinteresse hat und von ganz anderen Voraussetzungen und Kriterien getragen wird als meine frühe, gesellschaftskritische Analyse des *Rosendorns*, die zwar vermutlich irgendwie richtig war, aber nichts bewirkte. Auch Erkenntnisprozesse brauchen ihre Zeit. ♦

Der Rosendorn, in: Hanns Fischer (Hg.): Die deutsche Märendichtung des 15. Jahrhunderts, München 1966.

